

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 194

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Negativutopie in Pappmaché

Anthony Burgess' düsteres Meisterwerk «A Clockwork Orange», aufgeführt als Puppenspiel, lockt im Oktober in die Werkstatt des Theaters Konstanz.

von MONIKA OERTNER

«Er fing an zu grinsen und ging auf die verzerrte Schnaute von diesem Veck los, krack krack, erst die linke Faust und dann die rechte, so dass das Rote anfang zu fließen und den hübschen sauberen Teppich betropfte.» – Der charismatische Alex, eine Spielernatur von fünfzehn Jahren, vertreibt sich als Anführer einer Vorstadtgang im Drogenrausch die Zeit mit brutalen Überfällen, Vergewaltigungen und der Demütigung seiner Opfer. Der Spass nimmt ein jähes Ende, als Alex wegen Mordes verurteilt wird. Um seine Haftstrafe abzukürzen, stimmt Alex einer Hirnwäsche zu, einer neuen Besserungsmethode, die auf Konditionierung beruht: Von nun an antwortet sein Körper auf jede Form von Gewalt mit Phantomschmerzen. Wieder auf freien Fuss gesetzt, erweist sich Alex in einer Gesellschaft, die durch Verrohung, Abstumpfung und das Machtstreben einzelner geprägt ist, als nicht mehr überlebensfähig.

Seine zeitlose Brisanz verdankt Anthony Burgess' 1962 erschienener Roman, eingeebnet ins kollektive Gedächtnis durch Stanley Kubricks visionäre Filmfassung von 1971, den gesellschaftlichen Problemen – Jugendgewalt, kontraproduktiver Strafvollzug, Machtmissbrauch – wie auch den moralischen Fragestellungen, die dem aktionsreichen Plot zugrunde liegen. So muss Freiheit die Möglichkeit umfassen, sich für das Böse zu entscheiden, sonst ist sie nichts wert. Doch mit welchen Mitteln

soll ein sadistischer Gewalttäter zum besseren bekehrt werden? Als Nebeneffekt hat die Hirnwäsche bei ihm auch seine Liebe zu den gewaltigen Kompositionen des von ihm verehrten «alten Ludwig van» vernichtet, die zu genießen, so legt Burgess nahe, ein gewisses Mass an Gewaltlust voraussetzt. Ist Aggressivität gar eine notwendige Bedingung für die Entstehung von Kunst und Kultur?

Codes und Symbole

In Konstanz wird das düstere Meisterwerk des Kriegsheimkehrers Burgess nun als Puppenspiel zu sehen sein, für Zuschauer ab sechzehn Jahren. Die Inszenierung legt den thematischen Schwerpunkt auf das Lebensgefühl, die Welterfahrung und Selbstinszenierung von Jugendlichen – die Schaffung von Codes, Slangs und Lifestyles, die Abgrenzung und das Aufbegehren gegen die Erwachsenenwelt, die Jagd nach extremen Erlebnissen und dem Kick des Verbotenen und die damit verbundene Gefahr des Abgleitens in einen zerstörerischen Hass auf alles und jeden. Drastische Gewaltdarstellungen, angesiedelt auf dem schmalen Grat zwischen Abscheu und Faszination, wie sie Film und Buch eine jahrelange Indizierung bescherten, vermeidet die Inszenierung. Sie arbeitet nicht mit optischen oder akustischen Schockeffekten, Kunstblut und verstörenden Videosequenzen – dies wäre weder originell noch den Mitteln

des Puppenspiels angemessen. Nein, vorgezeigt werden nur Symbole, die Szenen sollen im Kopfkino des Zuschauers weiterlaufen, dort etwas in Gang setzen.

Dichtes Zusammenspiel

Regisseur Hans-Jochen Menzel, Professor für Puppenspiel an der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch in Berlin, verfolgt ein Konzept, das sich einer offenen Spielweise bedient: Die Puppenspieler stehen sichtbar hinter ihren fast lebensgrossen Handpuppen und interagieren mit ihnen. Diese Mischform von Puppenspiel und Theater bedeutet eine Vielseitigkeitsprüfung für die Akteure, birgt aber auch ein enormes Potenzial an Ausdrucksmöglichkeiten, Ebenen der Illusion und Spiel im Spiel. Sie erlaubt dem Dreierensemble Rodrigo Umseher, Magdalene Schaefer und Arne van Dorsten gemeinsam mit den sechs Puppen die vierundzwanzig Charaktere des Stückes zu verkörpern. Ein intimes, dichtes Zusammenspiel soll sich entspinnen, in stetem Wechsel von Rollen, Kostümen und Schauplätzen.

Gespielt wird nach der Theaterfassung der Royal Shakespeare Company in Bruno Max' deutscher Übersetzung von 2004, wobei Burgess' abgründige Zukunftsvision von der Londoner Vorstadtristesse in ein potenzielles Hier und Heute verlegt wird. Das Skript wurde durch Dramaturgin Sophia Lungwitz an die spezifischen Bedingungen des Ensembles angepasst. Der Glaubwürdigkeit und Hörverständlichkeit zuliebe wurden Bruchstücke der heutigen Jugendsprache in den von Burgess genial kreierten Nadsat-Slang aufgenommen und allzu zeitbezogene oder pädagogisch wirkende Passagen herausgestrichen. Puppenbauer Lutz, der auch die Ausstattung gestaltete, zeigt eine von Kubricks Filmästhetik unabhängige, zurückgenommene Bildsprache – das Stück soll seinen Zauber nicht aus Bühnenpomp, sondern aus der Spielkunst seiner Darsteller beziehen. Man darf gespannt sein auf eine anspruchsvolle Inszenierung eines wuchtigen Klassikers der Negativutopie.

THEATER KONSTANZ.

So, 10., Mi, 13., Fr, 15., Sa, 16., Di, 19.,
Fr, 29. Oktober, jeweils 20.30 Uhr.
Di, 26., Do, 28. Oktober, jeweils 11 Uhr.
Mehr Infos: www.theaterkonstanz.de



Im Gefängnis ändert sich alles für den jungen Gewalttäter Alex (Mitte).

Bild: Aliza Eva Berger

«Langsam komplettiert sich das Bild»

Ende September startete im Palace St.Gallen die «Rap History». Die Veranstaltungsreihe hat ihren Ursprung in Zürich. Der Mitinitiator Klemens Wempe im Gespräch.

von ADRIAN SCHRÄDER

SAITEN — Die Reihe «Rap History» im Zürcher Club Helsinki rückte die historische Komponente des Rap in den Vordergrund. Ihr habt euch während zweieinhalb Jahren chronologisch von den Anfängen bis zur Jetztzeit gearbeitet. Nun werden in St.Gallen bald dreissig Veranstaltungen nach demselben Schema stattfinden. Was war der Ausgangspunkt?

KLEMENS WEMPE — Der Auslöser war, dass Ivan Sterzinger – mein Partner, mit dem ich die «Rap History» ins Leben gerufen habe – angeödet war von all den vermeintlichen «Oldschool»- und «Back in the days»-Partys, die damals überall durchgeführt wurden. An einem Abend wurde da oft alles in einen Topf geworfen und unter falschem Etikett verkauft. Es war beispielsweise von «oldschool» die Rede, obwohl keines der Stücke älter als zehn, fünfzehn Jahre war. Deshalb wollten wir genauer vorgehen und ein Gefäss schaffen, das es uns erlaubt, die Entwicklung zu betrachten und Musik zu spielen, die sonst bei Partys untergeht, weil sie zu düster, zu langsam, zu schräg, zu unbekannt oder was auch immer ist.

Ihr habt so versucht, die Geschichte des Rap nachzuerzählen. Bestimmt eine Heidenarbeit ...

Ja, das wars. Am Anfang war das wie ein zweiter Job, den wir uns da eingehandelt hatten. Ivan hat das Grundkonzept erstellt und die Grafik und Gestaltung gemacht. Ich habe angefangen Listen mit den Veröffentlichungen der einzelnen Jahre anzufertigen und habe dafür Quelle um Quelle durchgeackert. Ausserdem haben wir Fanzines erstellt, in denen es Artikel über die wichtigsten Künstler der jeweiligen Zeit zu lesen gab. Hinter dem ganzen Unterfangen steckt monatelange Recherchearbeit.

Was war der Antrieb?

Pure Leidenschaft. Es gibt keinen anderen plausiblen Grund. Wir interessieren uns beide sehr für Musik und diese Reihe gab uns den Anlass, gezielt zu suchen. Es ist gar nicht einfach, herauszufinden, welche Platten im Jahr 1979 alle erschienen sind. Finanziell lohnt sich das bei einem kleinen Club nicht. Wir wollten den Eintritt auch tief halten. Jede Party hat fünf Franken gekostet.

Was hast du entdeckt?

Ich verstehe die Zusammenhänge nun viel besser. Man versteht den Aufbau, die Entwicklung. Wenn man wirklich schaut, was wann veröffentlicht wurde und was dadurch beeinflusst worden ist, komplettiert sich langsam das Bild. Geholfen haben natürlich auch die Begegnungen mit anderen DJs wie Charlie Chase und Steinski, die wichtige Zeitabschnitte dieser Geschichte hautnah miterlebt haben. Besonders Steinski, der schon in den frühen achtziger Jahren prägend war, hat uns mit Unmengen von guten Geschichten eingedeckt.

Wie haben die Besucher dieses Konzept aufgenommen?

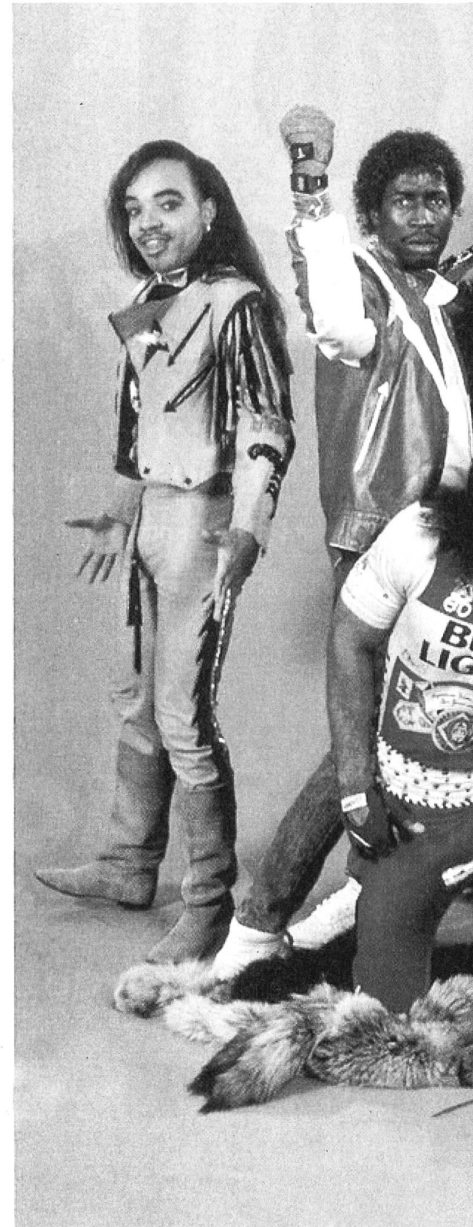
Ausgesprochen gut. Mit der Zeit gab es einen richtigen Run. Die Leute sind bereits um 21 Uhr gekommen, um im kleinen Helsinki überhaupt Platz zu finden. Allerdings mussten wir am Anfang ständig erklären, was wir machen. Das Beste war, wenn jemand an eine Party gekommen ist und gesagt hat: «Spielt doch mal was von 50 Cent!» – dabei ging es um das Jahr 1983. Wenn wir darauf gesagt haben: «Sorry, aber damals war der gerade mal acht Jahre alt», haben wir sehr irritierte Blicke kassiert.

Bis die Leute gar nichts mehr gewünscht haben ...

Nein, keinesfalls. Im Idealfall haben sie sich vorbereitet und wussten beim nächsten Mal, welches ihrer Lieblingsstücke im betreffenden Jahr erschienen ist. Ausserdem hatten wir natürlich auch viele alte Hasen und Kennerinnen im Publikum. In den frühen Jahren war das Durchschnittsalter sehr hoch. Später wurde es immer jünger. Es war wirklich eine kleine Zeitreise. Viele haben sich aber genau bei dem Jahr ausgeklinkt, bei dem sie damals auch tatsächlich aufgehört haben, Rap zu hören. Eigentlich ziemlich absurd.

Hip-Hop und vor allem Rap als musikalischer Arm der Kultur ist sehr selbstreferenziell. Immer wieder nehmen Rapper Bezug auf die Geschichte, nennen Vorbilder oder bauen musikalische Hommagen in ihre Stücke ein. Warum ist die Geschichte so wichtig?

Hip-Hop hat sich praktisch von Anfang an eine eigene Identität als Kultur geschaffen. Aus-



Grandmaster Flash and the Furious Five.

serdem ist das Geschichtenerzählen seit jeher ein grosser Bestandteil dieser Kultur; Rapper erzählen Geschichten. Von daher lässt sich die ganze Entwicklung auch gut nacherzählen. Abgesehen davon macht das Nacherzählen grossen Spass.

Wo muss man die musikalischen Grenzen ziehen?

Wir haben uns gezielt auf Rap beschränkt. Natürlich hätte man auch eine Hip-Hop-History-Reihe machen und zusätzlich B-Boying und die Graffiti-Kultur einbeziehen können. Aber der Aufwand wäre schlicht zu gross gewesen. Auch Referenten haben wir aus Budgetgründen keine eingeladen – obwohl immer mal wieder jemand an der Tür des Clubs stand und nach der Lehrveranstaltung «Rap History» fragte. Einige sind traurig wieder abgezottelt, als sie hörten, dass es sich dabei um eine Party handelt.



Bild: pd

Gab es einen Abend, der herausragte?

Schwer zu sagen. Eigentlich waren alle gut. Die ganze Serie hat super funktioniert. Das sieht man ja jetzt auch daran, dass die Idee von anderen übernommen wurde und die «Rap History» nun in Berlin, Basel, Warschau, Biel und St.Gallen ihre Fortsetzung findet.

Wen kennt ihr in Warschau?

Niemanden persönlich. Zwei Verantwortliche waren letztes Jahr mal an einer der Partys in Berlin. Sie waren hell begeistert und sind mit uns in Kontakt getreten. Nun kommen dort jedes Mal im Schnitt über 400 Leute. Gerade sind sie auf der Suche nach einem grösseren Lokal.

Aus «Rap History» ist also mittlerweile ein Franchise-Unternehmen geworden?

Ja, aber ohne irgendwelche negativen As-

pekte, würde ich sagen. Niemand macht das, um sich zu bereichern. Die Veranstalter in den jeweiligen Städten sind alle mit Herzblut dabei. Alle sind auf uns zugekommen, weil sie von der Idee begeistert waren. Wir bekommen einen kleinen Anteil dafür, dass wir ihnen unsere Materialien zur Verfügung stellen. Es gibt auch Auflagen: Zu jedem Jahr muss ein Heft und ein Mixtape erscheinen und während der Veranstaltung muss stets der Titel des jeweiligen Tracks eingeleitet werden.

Hast du während den Recherchen einen Rap-Jahrgang neu entdeckt?

Ja, zum Beispiel 1983. Dass das ein extrem guter Jahrgang ist, hätte ich vorher so nicht sagen können. Aber zu dieser Zeit ist einiges passiert. Viele Sachen, die parallel liefen, fanden für kurze Zeit zusammen. Damals hat Afrika Bambaataa im East Village aufgelegt und man traf sich im Mudd Club oder im Roxy: ein Mix aus Disco, Electro und innovativer Kunstszene. In diesem Jahr hat Rammellzee mit Jean-Michel Basquiat das Stück «Beat Bop» veröffentlicht.

In Zürich bildete Anfang 2008 eine Prüfung den Abschluss der Veranstaltungsreihe.

Richtig. Wir haben in einer Galerie in Zürich die Möglichkeit bekommen, alles auszustellen, was im Rahmen der Reihe an Output entstanden ist. Das waren die dreissig Plakate, die Fanzines und die Tapes. Zusätzlich konnte man sich zu einer Prüfung anmelden. Dafür haben wir den grossen Ausstellungsraum an einem Samstagnachmittag wie ein Schulzimmer hergerichtet. Die Prüflinge sassen in Schulbänken, Ivan und ich standen vorne am Lehrerpult. Und dann wurde eine schriftliche Prüfung abgehalten. Die Stimmung war wie an einer Uni. Die Leute waren zum Teil echt nervös. Ich kenne sogar Leute aus der Szene, die nicht teilgenommen haben, weil sie Angst hatten, sich zu blamieren.

Was habt ihr gefragt?

Es gab einen Test zum Grundwissen mit Hörbeispielen, die man erkennen musste und Fragen wie «welcher Rapper hat zuerst einen Major Deal unterschrieben?» Oder: «Welcher Rapper hat sich selber ein Auge rausgeschossen?» – Daneben konnte man verschiedene Vertiefungen auswählen wie «Oldschool Rap», «Electro Rap», «Native Tongues», «Jiggy» oder «Gangsta Rap». Am Schluss haben wir Diplome verteilt. Es gibt nun also einige diplomierte Raphistoriker. Und ich kenne ein paar, die das Diplom zuhause an prominenter Stelle aufgehängt haben.

Folgt bald die nächste chronologische Veranstaltungsreihe?

Rap ist dafür sehr gut geeignet, weil dreissig Jahre noch relativ gut überschaubar sind. Klar sind dreissig Jahre eine lange Zeit, aber es ist

absehbar. Wenn man Soul nehmen würde, müsste erst mal definiert werden, wo man überhaupt anfängt und wo aufhört.

Was hat bei dir die Initialzündung in Sachen Rap ausgelöst?

Das waren die Platten von Public Enemy. Rein altersmässig hätte ich schon viel früher aufspringen können, aber ich komme ursprünglich aus der Punk- und New-Wave-Ecke. Die frühen Sachen waren mir zu discoid und zu clubbig. Als dieser aggressive Sound kam, konnte ich das voll und ganz nachvollziehen. Das war ungefähr 1987/88.

Hip-Hop sei in den Nullerjahren stumpf und repetitiv geworden, heisst es vielfach. Die achtziger und neunziger Jahre werden als Blütezeit gefeiert. Zu Recht?

Das hat wohl mit der Perspektive zu tun. Wenn man nur die kommerziell erfolgreichen Sachen im Blick hat, konnte man in den letzten Jahren durchaus diesen Eindruck bekommen. Nur schon all die Künstler, die ihre Stücke plötzlich mit dem gummigen Autotune-Effekt aufzupeppen versucht haben. Aber es gibt mittlerweile so viele verschiedene Spielarten von Rap. Wer etwas Zeit aufwendet, findet immer etwas, das ihm gefällt. Obwohl ich sagen muss, dass ich gegen Ende der «Rap History» immer mehr Mühe hatte, Musik zu finden, die mir persönlich gefällt.

PALACE ST.GALLEN.

Sonntag, 31. Oktober, 20.30 Uhr.

Mehr Infos: www.palace.sg

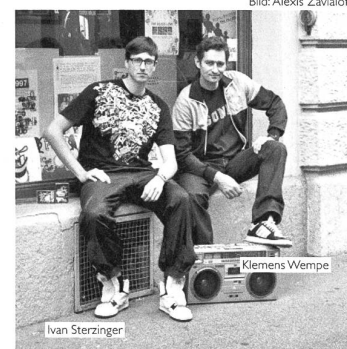



Bild: Alexis Zavialoff

Klemens Wempe ist gemeinsam mit Ivan Sterzinger Initiant der Partyreihe «Rap History». Unter den Übernamen Soulsonic und CEO Müller führten die beiden von 2005 bis 2008 im Zürcher Helsinki in monatlichem Rhythmus chronologisch durch knapp dreissig Jahre Rapgeschichte. Daneben führt der 43-jährige gelernte Buchhändler seit Jahren den Plattenladen Sonic Records, in dem er aus den Sparten Hip-Hop, Jazz, Soul, Soundtracks und Indie-Rock alles verkauft, was ihn selber anspricht. Seine erste musikalische Erinnerung sei die Platte «Drei Kugeln auf Rudi Dutschke» des deutschen Liedermachers Wolf Biermann. Der erste prägende Rapsong sei für ihn «The Message» von Grandmaster Flash & The Furious Five aus dem Jahr 1982 gewesen. (as)



Saiten ist stolz, die härteste Werbekampagne aller Zeiten mit der renommierten Hamburger Werbeagentur Lübke, Maar & Bender entwickelt zu haben. Jetzt noch freundlich, ab November zunehmend rabiat.

Creative Director Sebastian W. Lübke:

«Die Saiten-Hauslieferung für ein ganzes Jahr ist mit 60 Franken fast schon geschenkt günstig. Da lag die eher billige Werbekampagne sozusagen auf der Hand.»

In eigener Sache: Karte ausfüllen oder gleich hier bestel



Kampagne: Der Saiten-Hammer!
Das schmeckt mir! Der letzte Schrei!
Starke Sache! Jetzt gibts Ärger!
Claim: 60 Franken zahlen, Ärger sparen
Kanal: Angry Front Page Marketing
Ziel: Etwa 20'381 Abos (13 Ausgaben bis
Ende 2011) für je 60 Franken verkaufen
Laufzeit: Oktober bis Dezember 2010

n: sekretariat@saiten.ch, www.saiten.ch, +41 71 222 30 66

«Wer ist noch da, wo sind sie, und mit wem kann ich mich verbünden?»

Erfolg in Klagenfurt, Lob im Feuilleton. Aber eigentlich ist das alles aufrührerischer gemeint: ein Gespräch mit der Schriftstellerin Dorothee Elmiger über das Schreiben, die Revolution, die Musik, über Alpenliteratur und Appenzell.

von KASPAR SURBER

Es ist ein Sonntagvormittag Ende August, als Dorothee Elmiger zur Eröffnung des Alpenhofes eine Lesung hält. Der Kulturfrachter, wie die Betreiberinnen und Betreiber rund um den Schriftsteller Peter Weber das Hotel nennen, soll zum Ort des künstlerischen Austausches werden. Zahlreich ist das Literaturpublikum über die kurvenreichen Postautourouen auf dem St. Anton zwischen Bodensee, Rheintal und Appenzell eingetroffen.

Elmiger, gerade 25 Jahre alt, hat vor dem Sommer am Lesewettbewerb in Klagenfurt den zweiten Platz erreicht. Doch hier betritt keine den Panoramasaal, die sich als selbstgefälliger oder gekünstelter Jungstar gibt. Dafür blickt sie viel zu verschwörerisch unter ihrem Scheitel hervor, und liest viel zu klar.

«Einladung an die Waghalsigen», ihr erstes Buch, berichtet von den Schwestern Fritzi und Margarete Stein, die in einem verwüsteten Kohlerevier leben. Grund dafür ist ein Feuer, das einst in den Bergwerksstollen ausgebrochen ist und noch immer wütet. Margarete erschliesst sich die Geschichte, indem sie Bücher liest, Fritzi durchstreift derweil die Landschaft, immer den Fördergerüsten nach. Der Vater ist örtlicher Polizeikommandant, überhaupt ist sehr viel Polizei überall, sie züchtet Orchideen und hantiert mit Repetiergewehren. Die Mutter ist abgehauen. Fritzi und Margarete entdecken, dass es einst einen Fluss gegeben haben muss und dass er allenfalls wieder an die Oberfläche treten könnte. Der Fluss soll «Buenaventura» heissen. Sie machen sich auf die Suche nach ihm, eine Bibliothekarin weiss Rat, ein Pferd stösst dazu, ein Tankwart begleitet sie. Der Winter bricht ein, und eine Einladung wird verschickt, für eine Konferenz, die zu einem ausufernden Fest werden soll.

Nach der Lesung gibt es ein interessantes Publikumsgespräch, wobei das Buch vor allem als jugendlicher Aufbruch verstanden wird.

«Allerdings», heisst es an einer Stelle des Buches, «hätten wir uns gefreut über ein Handbuch für die Arbeit, die Revolutionen und das Meer. Hebt eure kleinen Fäuste wie Antennen zu den Himmeln, hätte es heissen können.» – «Lift your skinny fists like antennas to heaven», das war einer der Albentitel der Postrockband Godspeed You! Black Emperor aus Montreal: traurige, elegische Musik, im Kollektiv eingespielt.

Wir hatten im Alpenhof abgemacht, um über solche Hinweise, Verbindungen und Bündnisse zu reden. Und über das Schreiben und Appenzell, wo Elmiger aufgewachsen ist. Hinter dem Hotel, an einem Tisch unter Tannen, es wehte ein leichter Wind.

Die Montanwissenschaft – das Wissen über den Bergbau – ist in Ihrem Buch sehr wichtig. Was fasziniert Sie daran?

Es begann mit den Fotos einer Stadt, die ich gesehen habe, Centralia in Pennsylvania. Dort ist ein solches Unglück passiert, mit einem Feuer im Untergrund. Es gibt auch andere Städte, wo sich das Gleiche ereignet hat. Aus diesem Grund habe ich begonnen, mehr über den Bergbau zu lesen. Das Wort Montanwissenschaft löst bei mir viel aus. Es gibt ja ganz alte Schriften, die sich damit beschäftigen. Die Sprache der Bergleute ist eine eigene Sprache. Weshalb ich mich auch für das Technische so interessiere, kann ich nicht genau sagen – vielleicht weil darin scheinbar unzweideutige Anhaltspunkte zu finden sind. Ich habe auch die literarischen Texte gelesen, die sich mit dem Bergbau beschäftigen, es gab viele Schriftsteller, Volker Braun beispielsweise, die selbst ins Bergwerk gingen oder gehen mussten.

Sie sehen sich also in einer literarischen Tradition?

Das ist eine schwierige Sache. Ich habe nie in einem Bergwerk gearbeitet oder nur schon auf dem Bau. Das war ja in der DDR die Forderung: Die Schriftsteller müssen ins Bergwerk, damit sie wissen, was Arbeit ist. Ich habe mich also gefragt, ob ich über das Thema schreiben darf. Und ich habe gedacht, auf eine bestimmte Art muss man das können: Wenn man nicht behauptet, man wisse selbst Bescheid. Das Buch ist eher ein Nachschauen, ein Forschen.

Kann man sagen, dass über diesen forschenden Blick die Landschaft zur Zeit wird? Der Brand im Untergrund ist die Vergangenheit und der Fluss ist die Hoffnung, die Zukunft, die sich die Schwestern ausdenken?

Ja, in den Erdschichten liegt die Zeit. Aber es ist nicht klar, ob es den Fluss, den die Schwestern in der Zukunft erwarten, nicht schon in der Vergangenheit gegeben hat. Es ist ihnen

nicht möglich zu sagen: Hier ist die Vergangenheit, dort ist die Zukunft. Es gibt keinen klaren Weg von A nach B. Es ist mir beim Schreiben ganz ähnlich gegangen wie den Schwestern, das Schreiben war ein Sammeln: Mit dem Ausdruck Plot kann ich überhaupt nicht arbeiten, weil ich die Verkürzung der Welt auf eine lineare Handlung nicht verstehe. Mir kommt dann immer soviel hinein, und alles frant aus.

Auch bei den Ortsnamen herrscht Verwirrung: einige gibt es tatsächlich, andere sind erfunden.

Dies war ein weiteres Problem. Ich wusste zuerst nicht, ob es eine ganz konkrete, geografische Verortung geben soll. Ob es ein Buch über Amerika geben soll oder dann ein Schweizer Buch. Aber dann wären wieder die blöden Alpen vorgekommen.

Sie mögen die Alpen nicht?

Mich nerven halt diese Schweizer Alpenbücher, diese Geschichten aus den Bergen mit ihren archaischen Gestalten. Diese Kobolde, oder was. Das ist doch einfach Ethnoliteratur. Die Alpen werden zu einer seltsamen Idylle verklärt.

In den Kritiken wird Ihre Landschaft als postapokalyptisch beschrieben. Aber wenn nun nicht klar ist, wo die Vergangenheit endet und die Zukunft beginnt, kann es nur in der Gegenwart spielen.

Für mich ist es auch eine Beschreibung der Gegenwart. Aber ich habe immer etwas Angst, das zu sagen, weil dann das Buch nur scheitern kann. Postapokalyptisch würde ich es bestimmt nicht nennen. Die Apokalypse hat wieder etwas Unerklärliches. Nun ist zwar nicht bekannt, wie sich das Feuer im Bergwerk entzündet hat, aber es hat auf jeden Fall mit den Menschen zu tun. Als ich die Bilder von Centralia zum ersten Mal sah, haben sie eine Empfindung von mir sehr gut getroffen. Es war nicht so, dass mich die Fotos auf etwas Neues gebracht haben. Sie haben einfach gut funktioniert für das, was ich sowieso schreiben oder sagen wollte.

Elmigers Text überzeugte nicht nur die Klagenfurter Jury. Auch in den Feuilletons sind meist positive Besprechungen erschienen. Gerne wird



«Mit dem Ausdruck Plot kann ich überhaupt nicht arbeiten, weil ich die Verkürzung der Welt auf eine lineare Handlung nicht verstehe.»

die Rätselhaftigkeit betont. Von einer «wunderbaren literarischen Welt» sprach «Die Zeit», «literarisch klug und ohne Präntention rätselhaft», meinte die «NZZ». «An der ganzen Geschichte», heisst es hingegen im Buch selbst, «ist nichts Geheimnisvolles, wenngleich sie stellenweise für Verwirrung sorgen und dadurch schreckhafte Gemüter beunruhigen mag, wie es das Leben auch oft tut. Dies kann leider nicht verhindert werden.»

Es gibt aber auch Kritiken, die einen politischen Anspruch reklamieren: Von einem «Ruf nach Generationengerechtigkeit» schrieb «Die Welt», Elmiger sei eine «Deserteurin» meinte das «St.Galler Tagblatt» und in der Besprechung der «WOZ» stand: «Alle Codes, alle Namen und Begriffe verweisen auf bestimmte Absichten.» Einmal beispielsweise findet Margarete ein Buch von Elvis Hirsch und Eric Elm, zwei jungen, kanadischen Brückenbauern und Kommunisten. Der Vater wirft das Buch «mit einem Polizeigriff» ins Feuer. Es trägt den Titel, wörtlich: «Zur Umgehung einzelner Teile der bestehenden Konstruktion oder zu ihrer Entfernung.»

Vielleicht, mag man einwenden, ist das weniger als 150 Seiten lange Buch, bei dem auf einer Seite manchmal auch nur ein Satz stehen kann, etwas zu schlau komponiert. Und doch ist es mehr als ein Literaturhype, Leserinnen und Leser im Bekanntenkreis sprechen von «Wortviren, die im Hinterkopf bleiben», vom «schönsten, präzisesten Aufruf zur Umwälzung, ever.»

Was ist Ihre Wahrnehmung der Gegenwart?

Es geht darum, glaube ich, dass die zwischenmenschlichen Verbindungen fast verschwunden sind. Die Geschichte ist scheinbar abwesend. Es ist schwierig, Erfahrungen zu machen, echte Bezüge zu finden und Verbindungen zu ziehen und es scheint auch keine Notwendigkeit zu bestehen, dies zu tun. Ich glaube aber nicht an dieses Ende der Geschichte, und meine Fragen sind: Wer ist noch da, wo sind sie, und mit wem kann ich mich verbünden? Warum sind viele weg, und wo findet man sie wieder? Und was macht man mit den anderen, die auch noch da sind, mit denen, man aber nichts anfangen will? Die Herstellung solcher Beziehungen ermöglicht erst ein politisches Handeln.

(In der Zwischenzeit ist ein «NZZ-Folio» erschienen, in dem sich neun Schriftstellerinnen und Schriftsteller die Zukunft ausmalen. Der Text von Dorothee Elmiger heisst «Die Anwesenden» und berichtet im Stakkato aus dem Diesseits: «Dies sind die Schatten in den Räumen. Dies sind die, deren Namen niemand je gehört. Dies sind die mit der Angst im Nacken. Dies sind die mit den Migros-Gutscheinen. Dies sind die, die im Migros-Restaurant den Tag verbringen. Dies ist das Vergessen.»)

Ihr Buch ist also eine Einladung, solche Verbindungen neu zu knüpfen?

Das Buch ist sicher politischer gemeint, als es wahrgenommen wird. Viele neuere Bücher verhandeln Familiengeschichten, und die zwin- genden Beziehungen sind die familiären. Davon, finde ich, muss man sich befreien und andere Beziehungen eingehen. Es geht mir um nicht-verwandschaftliche Banden und Bündnisse.

Welche Rolle spielt die Polizei?

Die Polizisten sind nicht nur Sicherheitskräfte, sondern sie verwalten auch die Erinnerung. Sie bringen sie zu den Akten, bewahren sie auf. Für die Wiederherstellung von Beziehungen kann es hilfreich sein, etwas aus der Vergangenheit zu wissen. Damit wird auch die Frage wichtig, wer die Hoheit über die Geschichtsschreibung hat: Wie wird sie geschrieben, wo sind zum Beispiel die Frauen in der Literaturgeschichte, und wie kann man eine andere Geschichte behaupten?

Die Frauen sind in Ihrem Buch starke Figuren – bis auf die Mutter, die sich aus dem Staub gemacht hat.

Nein, auch sie ist eine starke Figur. Nach einer Lesung wurde ich gefragt, ob das eine Kritik sei an den modernen Müttern, die arbeiten gehen. So ist es aber nicht gemeint, im Gegenteil. Es ist sehr schön und wichtig, dass die Mutter aus dieser Gegend abgehauen ist. Dieses Weggehen verstehen auch die Töchter als Weigerung und nicht als Kapitulation, glaube ich.

In Ihrem Text klingt auch ein linkes Widerstandsvokabular an. Von Streik ist oft die Rede, und der Fluss heisst nicht nur Buenaventura nach einer schönen Zukunft, sondern auch nach Buenaventura Durutti, dem spanischen

Anarchisten. Geht es Ihnen nur um eine frohe Zusammenkunft oder eine weitergehende Veränderung?

Der Text ist keine konkrete Handlungsanleitung für eine Veränderung, die kann ich nicht geben. Aber vielleicht eine Aufforderung, wieder daran zu denken. Ich habe das Gefühl, dass nicht nur die Bedingungen für eine Veränderung schwierig sind, sondern der Gedanke oder die Erinnerung daran, dass es eine Veränderung überhaupt geben könnte oder braucht, nur schon das Bewusstsein dafür verschwindet immer mehr. Wenn man jetzt ganz abstrakt und banal über eine Revolution redet, dann geht es nicht darum, ob es sie morgen gibt oder nicht, sondern dass man sich überhaupt daran erinnert, dass es eine Revolution geben könnte. Der erste und wichtigste Schritt ist, dass man präsent hat, dass die Verhältnisse nicht so sein müssen.

Das sind klare Worte.

Wobei ich auch immer Angst habe, solche Wörter zu brauchen. Das ist ja auch im Buch eine wichtige Überlegung, wie man die Wörter verwendet. Es wäre notwendig, dass man deutlich ist. Man müsste wirklich auf den Tisch hauen. Aber wenn man deutlich ist, dann ist es auch weniger richtig, verkürzt – die Dinge sind ja nicht so einfach und nie frei von Widersprüchen.

Den Schriftsteller Peter Weber fasziniert die poetische Kraft des Buches. Er sagt: «Der Unterschied zu vielen Konventionaltexten liegt darin, dass hier jemand einem Ton vertraut und eine Gestalt dafür findet. Das Buch ist ja voller Anfänge, beginnt immer wieder von vorne. Es ist eigentlich ein grosser Anfang.»

Eine der Schlüsselpassagen, oder auch einfach eine der schönsten Passagen in Elmigers Buch geht so: «Wir müssen auch an die Haare dieses weissen Pferdes in der Zukunft denken. Von der Zeit kurz nach dem Aufwachen müssen wir sprechen, von der Veränderung des Lichts im Lauf eines Tages zum Besseren hin, von den Anzeichen des nächsten Tages, der so sein wird, wie wir das wollen. Von einem Flamingo und einem Sperling und einem Schneekranich, die über dem Gebiet ihre Kreise ziehen. (...) Wir müssen uns im wärmsten Raum des Hauses treffen! Wir müssen zu Recht behaupten, dass dieser Zustand nicht der letzte ist.

Wir dürfen nicht glauben, dass die Dinge unumstösslich sind! Wir müssen jetzt auch von den unbekannten Wegen im Gebiet sprechen, sowie von den altbekannten, in Vergessenheit geratenen. Vor allem müssen wir von dem Fluss sprechen, dem Fluss Buenaventura, bis wir ihn finden. So weit wird's noch kommen!»

Vielleicht ist es die grosse Kunst von Elmiger, dass sie ihre Sätze auf einen deutlichen Punkt zulaufen lässt. Und dann, im Moment der Eindeutigkeit, den Satz im Lachen, im Übermut, in der der Leichtfüssigkeit aufhebt: So weit wird's noch kommen!

Ein mögliches Handbuch für die Revolution ist nach einem Godspeed-Album benannt, überhaupt ist Ihr Buch sehr musikalisch. Was ist Ihr Bezug zur Musik?

Der Rhythmus ist mir beim Schreiben sehr wichtig, überhaupt die Verwandtschaft von Musik und Sprache – Wörter sind auch Klänge. In Appenzell, wo ich aufgewachsen bin, habe ich Musik gemacht. Und Musik zu hören, hat mir die Zeit in Appenzell gerettet. Ich habe immer FM4 gehört. Der Radiosender aus Wien war für mich ein Weg in die Welt hinaus, als ich noch nicht weg konnte. Eine gewisse Zeit war ich wirklich etwas nerdig, ich wusste immer, von welcher Band es eine neue Platte gibt. Das war schön.

Mir ist beim Lesen auch das Lied «Verlass die Stadt» der Wiener Musikerin Gustav in den Sinn gekommen, das ebenfalls von einer verwüsteten Stadt handelt.

Das kenne ich eben nicht, aber gerade letzthin hat mir auch jemand davon erzählt! Es ist ja etwas Lustiges beim Schreiben, das tönt jetzt fast esoterisch, dass man irgendwo etwas findet, was dasselbe ist, manchmal nur ein Satz. Es kommt einem vor, als würde man plötzlich Geister sehen. Wenn man darüber redet, dann klingt es wirklich esoterisch, aber vermutlich ist es das eben gerade nicht, sondern eine Gleichzeitigkeit, eine Verwandtschaft, die eher mit Absicht zu tun hat und nicht mit Zufall.

Sie haben gesagt, die Musik hätte Ihnen die Zeit in Appenzell gerettet. Wie wird man von Appenzell aus überhaupt Schriftstellerin?

Man kann nie grundsätzliche Sachen über einen Ort sagen, ich habe dort auch ganz gute Freunde gehabt. Nicht viele, aber tolle. Und auch eine gute Familie. Trotzdem fand ich die Verhältnisse dort schwierig. Am Gymnasium bestimmte die Studentenverbindung einen beträchtlichen Teil des sozialen Lebens, die Junge SVP war ebenfalls gut in meiner Klasse vertreten. Im Nachhinein erscheint einem das unangenehm, aber im praktischen Leben ist es mir eigentlich gut gegangen. Man kann den Leuten keinen Vorwurf machen, sie sind ja sehr gesellig, aber ich habe mich wohl selbst nie so da-

heim gefühlt. Schon in Appenzell habe ich geschrieben, aber das habe ich niemandem gezeigt. Erst als ich weggezogen bin, habe ich dann Leute kennengelernt, die stundenlang über Bücher diskutierten.

Sie haben das Literaturinstitut in Biel absolviert und studieren heute Politikwissenschaft in Berlin. In Klagenfurt wurden Sie quasi über Nacht bekannt. Wie haben Sie das erlebt?

Ich dachte, dass die Jury den Text kritisieren wird. Im Vorjahr hatte ich sie beobachtet und mich fürchterlich aufgeregt. Ich kam mir also vor wie eine Stierkämpferin, die parat ist für den Stier – und dann kam doch nur eine Katze. Natürlich ist es schön, wenn man Lob bekommt, aber man muss sich dann wahrscheinlich auch fragen, was das bedeutet, aus welchen Gründen dieses Lob ausgesprochen wurde und ob man damit etwas anfangen kann. Ich glaube auch, dass zu viel Lärm für diesen Text und das Nachdenken darüber nicht gut ist, besonders, wenn nicht mehr klar ist, ob es jetzt um den Text geht oder die Person oder um ganz andere Dinge. Mir ist grundsätzlich nicht wohl bei solchen Sachen, und ich gehe dann lieber wieder.

Es ist Ihnen also lieber, jemand liest Ihr Buch, so wie Sie FM4 gehört haben? Für sich, als Geheimwissen?

Auf jeden Fall, ja.

Dieses Interview ist gemeinsam für «Saiten» und die Wochenzeitung «WOZ» entstanden.

Dorothee Elmiger liest am Sonntag, 3. Oktober um 17 Uhr im **BÜCHERLADEN APPENZELL** und am Donnerstag, 7. Oktober um 19.30 Uhr in der Bibliothek der **UNIVERSITÄT ST. GALLEN**.



DOROTHEE ELMIGER.
Einladung an die Waghalsigen.
Dumont-Verlag Köln, 2010.

Schwebung und Erdung – Der Alpenhof ist offiziell eröffnet

Als «Transformation» beschreibt Peter Weber, der Schriftsteller und Alpenhof-Präsident, die vergangenen Jahre des Hotels auf dem St. Anton. «Von wenig Realitätsdruck hin zur Materialisierung in Baustoffen und -vorschriften». Ende der Neunziger hatten Weber und der Fotograf Andreas Züst das leerstehende Hotel Alpenhof entdeckt. Mit befreundeten Kunstschaffenden wurde es als Produktionsstätte in Beschlag genommen und 2007 eine Genossenschaft gegründet, welche die Sanierung des Gebäudes ermöglichte. Eine «Mehrzweckherberge» soll der Alpenhof nach der Wiedereröffnung vom 28. August 2010 sein: Für die künstlerische Arbeit, aber auch für Familienferien und Hochzeiten. Die eigentliche Attraktion ist die Bibliothek von Andreas Züst, der mittlerweile verstorben ist. Mit «Schwebung

und Erdung» beschreibt Peter Weber den Ort. Landschaftlich wie vom Wetter her, eröffne sich der ganze Kosmos der Ostschweiz. Das Pragmatische habe im Gebäude ebenso Platz wie das Spekulative. «Der Alpenhof darf nie ganz fertig sein.» Über die nächsten fünf Jahre soll eine Sternwarte realisiert werden. «Die Astronomen sind wie wir grosse Schwärmer und Staunende. Sie sind nicht zynisch.» Weber hofft auch auf die Beteiligung von Ostschweizer Kulturschaffenden am Alpenhof. Es sei bemerkenswert, was hier in den letzten Jahren kulturell passiert sei. «Man hat den Eindruck, irgendwo in einem Häuschen zwischen der Stadt und der Landschaft hockt immer jemand, der einem bei einem Problem helfen kann.» (ks)

Mehr Infos: www.alpenhofalpenhof.ch

«Uns fehlt es an Optimismus»

Das Kunstmuseum St.Gallen zeigt den Zeichner Marc Bauer: «Totstell-Reflexe». Der in Berlin lebende Genfer über Panikattacken und die Rolle von Angst und Gewalt in seinen Bildern.

von GEORG GATSAS

SAITEN — Unter Totstellreflex versteht man die Schreckstarre, ein Zustand der völligen Bewegungsunfähigkeit. Sie tritt ein, wenn ein Tier in eine plötzlich auftretende Stresssituation geraten ist. Hast du das auch schon bei Menschen beobachtet?

MARC BAUER — Eine Bekannte von mir ist auf ein Gedicht von Paul Celan gestossen, welches den Titel «Totstell-Reflexe» trägt. Es zeigt die Konstruktion beider zusammengefügter Wörter auf, aber man erkennt auch den toten Punkt des ganzen Wortes. Diese interessante Wortkombination zeigt den offenen Raum eines seelischen Zustandes auf. Sie drückt eine mentale Verfassung aus, die in verschiedene Richtungen gehen kann. Man stellt sich die Frage, ob man in diesem Zustand überhaupt noch denken kann. Ich bin der Meinung, dass dies unmöglich ist. Man erfährt die Zerstörung des eigenen Geistes, man wird von der Gefahr zerschmettert. Ich selbst machte diese Erfahrung nie, habe sie auch nie bei anderen beobachtet. Es ist aber schwierig, diesen Zustand überhaupt zu erkennen. Ich hatte schon Panikattacken, was in eine ähnliche Richtung geht: Man hat das Gefühl, alles um einen herum stürze ein und man werde am Ende tot am Boden liegen.

Denkst du, dass unsere Gesellschaft zurzeit ähnliche Symptome aufweist?

Eine andere Deutung des Titels liegt sicherlich in der Betonung der Gefühle, so wie es die Romantiker am Ende des 18. Jahrhunderts getan haben. Die erste Zeichnung beim Eintreten in die Ausstellung verdeutlicht das. Man erkennt einen Jungen in einer Landschaft, beide lösen sich auf, wobei die Beine des Jungen in einem schwarzen Sumpf versinken, er kann sich nicht mehr bewegen. Totstell-Reflexe kann sicher auch auf unsere politische Situation gedeutet werden: ein Zustand der Unbeweglichkeit, das Denken wird abgeschaltet. Ich habe keine klare Aussage zu unserer Gesellschaft, aber schon das Gefühl, dass wir in unserer westlichen Welt «gelähmt» sind.

Ist Besserung in Sicht?

Ich glaube nicht, dass es eine Besserung auf der politischen Landkarte Europas geben wird. Umso mehr war ich überrascht, als ich China besuchte. Die Bevölkerung blickt dort sehr zu-



Bild: Marc Bauer

versichtlich in die Zukunft. Ich glaube, es fehlt uns vor allem auch an Optimismus. Zudem wäre ein wachsamere Blick auf das politische Geschehen, auch um dem Einzug der Rechten und dem einschleichenden Nationalismus Widerstand zu leisten, ratsam. Beides sind Symptome der Angst.

In deinem Werk tauchen immer wieder verschiedene Formen der Angst auf.

Ich beobachte Macht- und Gewalteinflüsse, sobald ich es mit einer oder mehreren Personen zu tun habe. Es wird erwartet, dass man sich auf eine bestimmte Art und Weise verhält und miteinander kommuniziert. Regeln, die mich einschränken und die ich oft nicht verstehe. Natürlich sind Diktaturen, physische Gewalt und Tortur die extremeren Beispiele, für mich sind sie aber ein unergründliches Feld der Forschung.

Warum wird jemand zum Täter, zum Missethater? Wie kommt es zu diesem extremen Kräfteverhältnis? Fragen der Moral, Psychologie und Philosophie stellen sich automatisch, was ich sehr interessant finde.

Wie gehst du mit Ängsten um?

Angst kann einen wachsam machen und frisch halten. Natürlich gibt es starke Zusammenhänge zwischen meinem Leben und meiner Arbeit. Aber es gibt auch Momente, wo sich diese wie von selbst weiterentwickelt. Ich habe nicht die vollständige Kontrolle über meine Arbeit.

Was wird in der Ausstellung zu sehen sein?

Zentraler Teil wird die Zusammenarbeit mit Christine Abbt, Dozentin für politische Philosophie des Philosophischen Seminars der Universität Zürich, sein. In ihren Untersuchungen finden sich verschiedene Aspekte von Kräfteverhältnissen, von Untertanen und Herrschern. Diese Machtbalance erstreckt sich bis in die Gegenwart, wo die Herrscher der G7-Staaten bei stark bewachten und kontrollierten Gipfeltreffen über die zukünftige Weltordnung entscheiden.

Ebenfalls zeige ich eine neue Arbeit, die auf Detail zielt. Bei ihr liess ich alle Regeln meiner zeichnerischen Ausbildung und meines Werdeganges aus. Ich habe mir Objekte und Landschaften angeschaut, als ob ich sie zum ersten Mal sehen würde, liess dabei alle stereotypischen Betrachtungen unserer Kultur und Ausbildung weg und richtete mein Augenmerk vor allem auf die Form der Objekte. Und zum allerersten Mal werde ich eine Serie von farbigen, abstrakten Arbeiten zeigen. Nebst all dem werden natürlich auch ältere Arbeiten zu sehen sein.

KUNSTMUSEUM ST.GALLEN.

2. Oktober bis 16. Januar. Vernissage:

Freitag, 1. Oktober, 18.30 Uhr.

Öffnungszeiten: Di bis So,

10–17 Uhr, Mi, 10–20 Uhr.

Mehr Infos: www.kunstmuseumsg.ch



Die Moderatorinnen und Moderatoren von Roadmovie sensibilisieren Schulkinder für den Umgang mit Film und Medien. Bild: pd

Mit der Leinwand landwärts gezogen

Im Herbst tourt wieder das Roadmovie durch die ländlichen Gebiete der Schweiz. Das mobile Kinoprojekt hat sich der Förderung Schweizer Filmkultur verschrieben.

von MARINA SCHÜTZ

Bereits zum achten Mal ist diesen Herbst eine dreiköpfige Crew, zwei professionelle Filmtechnikerinnen und ein Moderator, mit dem weissen Roadmovie-Bus unterwegs in entlegene Landstriche der Schweiz. Im Kofferraum aktuelle Schweizer Filme und ein Filmbildungsprojekt für Schulen. Roadmovie ist ein gemeinnütziger Verein mit Sitz in Genf und etwa zwanzig Mitwirkenden in der gesamten Schweiz, der vom Bundesamt für Kultur, der Loterie Romande, dem Migros-Kulturprozent sowie privaten Stiftungen und Institutionen unterstützt wird.

John Wäfler, Initiant und Vereinspräsident mit einer Vorliebe für den Schweizer Film, schwebte bei der Gründung eine Mischung aus kulturellem und sozialem Anlass vor. Das Kino mit seinen Geschichten, Träumen und seiner Emotionalität erfüllt diesen Anspruch in hohem Grad. Deshalb begann er mit Roadmovie dort Kino zu machen, wo es keines gibt, und ermöglicht dazu Begegnungen zwischen Filmschaffenden und Publikum. Da ausschliesslich Schweizer Filme gezeigt werden, ist es möglich, interessante Gäste aus der Filmcrew einzuladen und durch sie etwas über die Filmarbeit aus erster Hand zu erfahren.

Multimediale Medienerziehung

Auf der aktuellen Tournee besucht das Roadmovie 28 Gemeinden in allen Sprachregionen der Schweiz. Für das mobile Kino steht das gemeinschaftliche Kinoerlebnis im Vordergrund: Am Nachmittag bietet Roadmovie ein Unterrichtsprogramm für Primar- und Sekundarschulen an, am Abend neueste Schweizer Filme für das grosse Publikum.

Schon einige Wochen vorher wird gemeinsam mit Lehrkräften und Schulklassen der Kinotag vorbereitet. Roadmovie stellt dazu Unterrichtsmaterial zur Verfügung, welches unter Aufsicht des Netzwerks Cinema CH der Universität Zürich zusammengestellt wurde. Medienerziehung wird in der heutigen multimedialen Welt immer wichtiger. Ziel des Unterrichts ist es, die Schülerinnen und Schüler für den Umgang mit Film und Medien generell zu sensibilisieren. Sie lernen einen Film zu analysieren, sachkundig zu beurteilen und über die verschiedenen Emotionen, die ein Film auslösen kann, zu sprechen. Auf der diesjährigen Tournee zeigt Roadmovie sieben Schweizer Kurzfilme im Nachmittagsprogramm – darunter «Le NouveauX», ein preisgekrönter, von Primarschülern hergestellter Kurzfilm. Auch ein Blick hinter die

Kulissen der Filmtechnik wird den Kindern geboten. Viele kennen nur die glänzende DVD-Scheibe, nun sehen sie den ratternden Projektor und die Filmrolle mit den Einzelbildern auf dem Filmstreifen.

Partner für die Filmbildung sind neben dem Netzwerk Cinema CH, das Institut für Filmwissenschaft Zürich, die Section cinéma der Universität Lausanne und e-media (CIIP – Conférence intercantonale de l'instruction publique de la Suisse Romande et du Tessin).

Bilder der Erinnerung

Den Spielfilm für den Abendanlass können die Gemeinden aus einer Liste von zehn Filmen auswählen. Roadmovie organisiert zusammen mit den Gemeinden die öffentlichen Vorführungen, die Vereine kümmern sich um die Kinobar. Im Vorprogramm werden Ausschnitte aus alten Schweizer Filmwochenschauen gezeigt, wenn möglich mit einem lokalen Bezug. Da ist es schon vorgekommen, dass sich Zuschauerinnen und Zuschauer wiedererkannt haben – was natürlich angeregte Diskussionen über vergangene Zeiten auslöste. Nicht selten werden so vergessene Alltagsereignisse in die Erinnerung zurückgeholt, wichtige Beiträge für das historische Gedächtnis der Schweiz. Roadmovie wird deshalb auch von Memoria, dem Schweizer Verein für die Erhaltung audiovisueller Kulturgüter, und der Cinémathèque Suisse in Lausanne unterstützt.

Das mobile Kino Roadmovie sieht sich selbst als Füller in einer Lücke, die kommerziell nicht attraktiv, kulturpolitisch aber sehr bedeutend ist. Mit dem Fokus auf den Schweizer Film, dem Filmbildungsunterricht und dem Beitrag zur Kulturgeschichte der Schweiz ist das ein hoher Verdienst.

ROADMOVIE.

Braunau, Montag, 4. Oktober, 20 Uhr.
Birkwilen, Dienstag, 5. Oktober, 20 Uhr.
Mehr Infos: www.roadmovie.ch

Giulias Verschwinden

Braunau,
Montag, 4. Oktober, 20 Uhr.

Mehr Infos: www.giulia-derfilm.ch

Eine Komödie über das Altern, Unsichtbarwerden und die junge Liebe. Literaturverfilmung des Romans von Martin Suter. Mit Bruno Ganz und Corinna Harfouch. Als Gast anwesend ist der Regisseur des Films, Christoph Schaub.

Der Grosse Kater

Birkwilen,
Dienstag, 5. Oktober, 20 Uhr.

Mehr Infos: www.dergrossekater.ch

Der Schweizer Bundespräsident soll das Spanische Königspaar empfangen – doch eine Intrige legt den Staatsempfang lahm. Literaturverfilmung des Romans von Thomas Hürlimann. Mit Bruno Ganz, Marie Bäumer u.a.

ICH GLAUBE, LIEBER HERR, HILF MEINEM UNGLAUBEN

freitag, 22. oktober, trogen (ar)

johann sebastian bach (1685 – 1750)

«ich glaube, lieber herr, hilf meinem unglauen»

Kantate BWV 109 zum 21. Sonntag nach Trinitatis

17.30 – 18.15 uhr, evangelische kirche, trogen Workshop zur Einführung in das Werk mit Rudolf Lutz und Karl Graf (Vorankündigung!)

anschliessend Kleiner Imbiss und Getränke in der Krone Trogen eintritt: fr. 40.–

19.00 uhr, evangelische kirche, trogen Erste Aufführung der Kantate – Reflexion über den Kantatentext – Zweite Aufführung der Kantate eintritt: kat. a fr. 40.–, kat. b fr. 10.–

solisten Ruth Sandhoff, Alt; Bernhard Berchtold, Tenor

vokal-/instrumentalensemble Schola Seconda Pratica leitung Rudolf Lutz
reflexion Suzette Sandoz

J. S. Bach-Stiftung, Postfach 164, 9004 St. Gallen,
mehr Informationen unter www.bachstiftung.ch,
info@bachstiftung.ch oder Telefonnummer 071 242 58 58.



J.S. Bach-Stiftung
St. Gallen

DAS FRAUENHAUS

Eine multikulturelle Lebens- und Schicksals-gemeinschaft stellt sich vor.

In den Schaufenstern der St. Galler Innenstadt

11. Okt. – 31. Okt. 2010

TATORT

Häusliche Gewalt hautnah erlebbar in der Ausstellung «Rosenstrasse» – eine ganz normale Wohnung.

Rorschacherstr. 174, St. Gallen

22. Okt. – 6. Nov. 2010

Mo – Fr 16 – 20 Uhr

Sa / So 11 – 16 Uhr

FRAUEN IM FILM

«Les silences du palais»

von Moufida Tlatli, F/ TUN 1994

«Die Macht der Männer ist die Geduld der Frauen»

von Christina Pericoli, BRD 1978

«Auswege von Nina Kusturica»

A 2003

«Blood Calls You von Linda Thorgren» SVE 2010

Im Kinok in der Lokremise

1. – 31. Okt. 2010



FRAUENHAUS ST. GALLEN
die anspruchsvolle Herberge der Welt.

WEITERE INFOS

www.frauenhaus-stgallen.ch

CINEMA ITALIANO



ACHT NEUE ITALIENISCHE FILME UND WEITERE PERLEN IM OKTOBER

KINOK
cinema

Cinema in der Lokremise | Grünbergstr. 7 | St. Gallen | www.kinok.ch
Reservationen: 071 245 80 72 | Bus 1 + 4 Halt Rosenbergstrasse
Bus 7 Halt St. Leonhard oder wenige Gehminuten vom Bahnhof

VON DER ROLLE

von DAVID WEGMÜLLER

Stilvoll ballern.

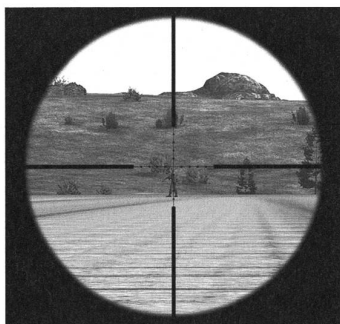
Vor ein paar Jahren schaffte es ein junger Koreaner in die Schweizer Zeitungen, weil er nach zehntägigem, pausenlosem Gamen tot in einem Internetcafé zusammengebrochen war. Letzten Sommer war es ein minderjähriger Aargauer, der sich tagelang in den Medien hielt. Der Jugendliche hatte im Tessin eine Internet-Bekanntheit erschlagen, weil diese ihn zu sehr nervte. Sein primär virtuelles Leben sei schuld an der Tat, mutmassen die psychologischen Experten. Ausserdem habe der Konsum von Baller-Games die Gewaltbereitschaft des Täters erhöht und zu dessen Realitätsverlust beigetragen.

In der Frühlingssession hat das Parlament nun beschlossen, dass Computerspiele mit besonders gewalttätigen Inhalten, also Ego-Shooter und andere Killergames, verboten werden sollen. Im September legte der Ständerat nach und hiess eine Motion gut, welche die Einführung eines «Medienführerscheins» für Jugendliche forderte. Schülerinnen und Schüler müssen demnach schon bald eine Kompetenzprüfung ablegen, bevor sie sich in sozialen Netzwerken und mit ruppigen Games die Zeit vertreiben können. Eine Rückkehr zur repressiven Pädagogik? Eine Kampfansage an alle ballernden Zocker? Nicht wirklich. Fast gleichzeitig zum Ratsbeschluss traten am Trickfilmfestival in Baden die Kulturstiftung Pro Helvetia, das Bundesamt für Kultur und Vertreter des «Fantoche» vor die Medien. Sie verkündeten die erstmalige staatliche Förderung zur Herstellung von Computerspielen mit einem Kredit von 300'000 Franken.

Auf den ersten Blick scheint der Widerspruch offensichtlich: Weshalb eine Kultur subventionieren, die gleichzeitig gesetzlich bekämpft wird? Warum einen Geschäftszweig alimentieren, der kommerziell bereits lukrativ ist? Selbstverständlich gehe es um kleinere, «kulturell wertvolle» Spiele, präzisierten die Kulturfunktionäre und sprachen von In-

teraktivität und digitaler Kunst. Man wolle «den aufstrebenden einheimischen Spielentwicklern» Anreize geben, sich an innovative Spielkonzepte zu wagen. Weitere Gelder sollen zudem in Ausstellungen und Publikationen über Games fliessen, um die negativen Vorurteile gegenüber dem neuen Medium abzubauen. Eine erste Manifestation startet Mitte Oktober im Stapferhaus Lenzburg und trägt den Titel «Home. Willkommen im digitalen Leben».

Dass die Zukunft der Kunst im Design von Computerspielen liegen könnte, wie der Direktor von Pro Helvetia, Pius Knüsel, mutmasste, davon ist kaum auszugehen. Stattdessen besteht Hoffnung, dass im Sog des neuen Förderprogramms tatsächlich eine harmonisierende Wirkung auf die aktuelle politische Debatte eintritt. Das verkappte Terroristenspiel «Minesweeper» würde im Parlamentssaal durch ein intelligentes, schweizerisches Produkt mit kulturellem Tiefgang ersetzt. Die etwas primitiven Zottel- und Schwarze Schafe-Spielchen der SVP (streng genommen ja auch Killergames) könnten durch eine Projekteingabe beim BAK kostenneutral modernisiert werden. Und so würde vielleicht das, was in der Game-Community längst als Schlüssel für ein langjähriges, gesundes Zocken gilt, plötzlich offiziell als eigene Kunstform anerkannt werden: die perfekte Balance des Menschen zwischen Selbstzerstörung und Selbsterhaltung.



Killergames im Visier.

Bild:pd

KLAPPE



Fotografische Inszenierung des zwischenmenschlichen Lebens.

Bild:pd

Absurditäten des Alltags.

Der Regisseur Babak Jalali (*1978) zeichnet in seinem ersten Langspielfilm **«Frontier Blues»** ein lakonisch-skurriles Porträt von den Menschen und Orten seiner frühen Kindheit. Der Film erzählt von der Sehnsucht, dem Warten, der Erinnerung, von verzweifelten Männern und abwesenden Frauen.

Im Norden Irans, an der Grenze zu Turkmenistan, leben Iraner, Turkmenen und Kasachen. Alam, ein 28-jähriger Turkmene, lebt bei seinem Vater und arbeitet in einer Hühnerfarm. Er lernt Englisch im Selbststudium, möchte Ana heiraten und mit ihr nach Baku ziehen. Der kauzige Iraner Hassan sammelt alte Autokennzeichen und besitzt ein Kassettengerät, das nur französische Chansons spielt. Sein ständiger Begleiter ist ein Esel. Hassan wohnt bei seinem Onkel Kazem, der einen Kleiderladen besitzt, aber nie etwas verkauft, weil er nur unpassende Grössen an Lager hat. Ein Fotograf aus Teheran reist durch die Region und macht eine Reportage über Turkmenistan nach den Klischeevorstellungen der Städter, voller gestellter Bilder. Sein Protagonist ist ein Balladesänger, dessen Frau von einem Schafhirten mit grünem Mercedes entführt wurde. Der Sänger beklagt noch seinen Verlust, während er – mit Fellmütze und einer Bubenschar zusammen

– hoch zu Ross posiert, obwohl er gar nicht reiten kann. Noch mehr traditionelle Folklore ist für den Fotografen nicht zu haben, denn in dieser Region gibt es keine Hochzeiten und keine Beerdigungen mehr.

Babak Jalali zeichnet in statischen Einstellungen und fotografischen Inszenierungen Bilder von poetischem Minimalismus. Er beobachtet liebevoll und mit feinem Humor den Alltag seiner wortkarigen Protagonisten, die absurde Routine und Perspektivlosigkeit. «Frontier Blues» wird darum oft mit den Filmen von Aki Kaurismäki und Jim Jarmusch verglichen. «Willkommen im Land von Liebeskummer und Traktoren», sagt der Balladesänger einmal lakonisch zum Fotografen.

Marina Schütz

CINEMA LUNA FRAUENFELD.
Mo, 18., Di, 19. und Mi, 20. Oktober,
jeweils 20.15 Uhr.

SCHAUFENSTER



Was für ein jüdisches Etwas verbirgt sich wohl hinter der Verpackung?

Bild:pd

Aufruf: Haushalt durchforsten!

Mitte Oktober startet im **Jüdischen Museum Hohenems** eine Ausstellung, die bereits mit der Ankündigung eine der ganz grossen Fragen (was heisst das überhaupt, jüdisch?) in den Raum stellt und das Publikum voll mit einbezieht: Das Publikum macht die Ausstellung. Das Museum ruft auf, am 17. Oktober in Hohenems «ein gewisses jüdisches Etwas» vorzubringen: Einen Gegenstand von zuhause, den man – ob man selber jüdisch, katholisch, muslimisch oder agnostisch sei, spiele keine Rolle – mit dem Judentum verbindet. Das Publikum wird aufgefordert «... solche zuweilen diffusen, auch ungeprüften, manchmal sehr alten oder sonstwie mit Unsicherheiten verbundenen Geschichten ins Sammelsurium dieser Ausstellung einzubringen.» Deswegen soll ebenfalls eine A4-Seite mit einem Beschrieb des Objekts und dessen Geschichte mitgebracht werden. Die Leihgeber werden dann vor Ort zusammen

mit ihrem jüdischen Etwas fotografiert und bereits am Nachmittag desselben Tages wird die Ausstellung eröffnet.

Das von Katarina Holländer und Michael Guggenheimer initiierte Projekt feierte vor drei Jahren im Landesmuseum Zürich seine Premiere. Damals kamen 104 Exponate zusammen. In den beiden darauffolgenden Jahren wurde das Ausstellungskonzept in München und in Frankfurt angewendet, dort wurden jeweils um die 120 Objekte gezeigt.

Und nun wiederholt sich das Ganze in Hohenems mit Objekten aus Vorarlberg und der Ostschweiz. – Man darf gespannt sein, was den Weg vom Estrich, aus dem Wohnzimmerregal oder von wo auch immer ins Jüdische Museum findet und auf diese Art die jüdische Geschichte dieser Region auf eine intime Art und Weise aufrollt. (js)

JÜDISCHES MUSEUM HOHENEMS.

17. Oktober bis 20. März 2011.
Abgabe des «jüdischen Etwas»:
Sonntag, 17. Oktober, 9–13 Uhr.
Mehr Infos: www.jm-hohenems.at

PLAY

Die Weite des Postrock.

Mit einem an Notwist gemahnenen Pfnächzen und spechtartigem Geklöppel eröffnet eine CD, die diesen Monat in der Grabenhalle getauft wird. **Flieder** heisst das Duo von Thomas und Böhm und Thomas Troxler. Aber so romantisch und grossmütterlich der Bandname daher kommt, so gegenläufig trocken ist die Musik auf dem Debüt «eins». Schlagzeuger Troxler klopft das Soundgefüge penibel voran, Böhm vervielfacht sich und seine Gitarre mit der Loopmaschine mannigfaltig, schrumpelt, fiedelt ganz selten und legt Soundeffekte übers Ganze, damit es glücklicherweise nie allzu funky wird. In den allerbesten Momenten blitzen bei Flieder die grossartigen Postrock-Vordenker Tortoise aus Chicago zwischen den Trip-Hop-Beats hervor: klare Gitarrenläufe, ein jazzig tänzelnder Groove und dazwischen wuchern die Geräuschkulissen. Nach Chicago – oder zumindest in die Weite – zeigt auch der einsam stehende und körnig fotografierte Kandelaber auf dem Cover der Platte.

Troxler ist Velokurier und ab CD klingt Flieder tatsächlich ein wenig wie eine sehr gut geschmierte Gangschaltung und manchmal, manchmal springt die Kette aber fast raus und es rasselt und rumpelt und das gut abgestimmte Duo kommt erfreulicherweise ein bisschen ins Rotieren. Live stehen Flieder normalerweise zu zweit auf der Bühne. An der herbstlichen Plattentaufe wird das Duo gesanglich von Lea Messmer, The Fridge und Kejnu unterstützt. Dominik Kesseli, der im September mit seinem Duo A Crashed Blackbird Called Rosehip ebenfalls in der Grabenhalle eine Premiere feierte, eröffnet den Abend solo. (js)

GRABENHALLE ST. GALLEN.

Samstag, 16. Oktober, 21 Uhr.
Mehr Infos: www.grabenhalle.ch



Bild:pd

Die Politik des Zusammenspannens.

Die drei Rapper Adi Krayem, Alaa Bishara und Anan Kussem aus Nazaret sind zur Zeit des Redaktionsschlusses dieser Ausgabe in Ilanz. Zu ebendieser Zeit ruft der St.Galler Bassist und Mitbetreiber des Jazzclub Gambrinus, Marc Jenny, an und schwärmt vom Projekt mit den dreien. Sechs weitere Jazzmusiker – einer ist aus Steinach, die anderen fünf kommen aus Graubünden – komplettieren die Jazzrap-Combo **Kayaan**. Angeissen wurde die Zusammenarbeit vom Ilanzer Pianisten Christian Müller. Eine Reise führte ihn nach Nazaret. Nebst dem Austausch musikalischer Ideen habe er viele Gespräche und Diskussionen über die Lebenssituation der Palästinenserinnen und Palästinenser geführt, über ihren Alltag als Minderheit im Norden Israels. Hätte Joe Sacco seine berühmte Graphic Novel «Palästina» nicht Anfang der neunziger Jahre gezeichnet, sondern heute, hätten die drei Rapper sicher auch dort ihren Auftritt.

WE7, die andere Band von Adi Krayem, Alaa Bishara und Anan Kussem, gehört zur Speerspitze palästinensischen Hip-Hops und dementsprechend spiegeln sie eine junge, aufgeschlossene Generation wieder. Was sie genau von der Situation halten respektive wie sie sie sprachlich darlegen, ist aber aufgrund der ersten vier Tracks, die Jenny schickte, schwer zu sagen. «Arabisch hat einen super Flow!», sagt er dazu. Er sei überrascht gewesen, wie toll ihr Jazz und der arabische Rap zusammenpassen würden. Das Debüt der Zusammenarbeit wird am 25. Oktober in Ilanz getauft. Am Dienstag drauf spielen sie im Kugl. (js)

KUGL ST. GALLEN.

Dienstag, 26. Oktober, 21 Uhr.
Mehr Infos: www.kugl.ch



Die drei Rapper von Kayaan. Bild:pd

THEATERLAND



Böcklins «Villa am Meer» inspirierte Rilke möglicherweise nicht nur zum Bühnenbild.

Bild: pd

Die Meerfrau und der Pestbruder.

Elf Jahre schon wartet die weisse Fürstin; wartet auf ihren Geliebten. Und nun ist der lang ersehnte Tag endlich gekommen – sein Schiff taucht am Horizont auf. Der Angebetete segelt über das weite Meer der jungen Schönen entgegen. Für diesen Mann bewahrte sich die Fürstin, obwohl sie ihn kaum kennt, während langen Ehejahren mit einem anderen, ihre Keuschheit. Das muss wahre Liebe sein.

Das dramatische Gedicht «Die weisse Fürstin» aus dem Jahr 1898 stempelt beim ersten Überfliegen der Handlung ihren Autor Rainer Maria Rilke zum ziemlichlichen Romantiker und Freund reduzierter Handlung, besteht diese doch ausschliesslich daraus, dass die Fürstin am Strand steht und aufs Meer hinausstarrt. Zum Glück lässt Rilke dem Zuschauer die Möglichkeit eines zweiten Blickes. Abrupt endet die Idylle mit dem Erscheinen eines «Pestbruders». Die Fürstin, abgelenkt vom Tod in Gestalt des Boten der Seuche, verpasst den einen flüchtigen Moment, den Geliebten zu sich zu winken. Inspiration

zu «Die weisse Fürstin» findet der junge Rilke in Florenz. Auf seinem Balkon stehend, erblickt der Poet eines Abends einen Mönch im Garten. In ebendiesem Garten, einem prachtvoll blühenden Garten, erscheint ihm der Geistliche der Bruderschaft des letzten Erbarmens als «der Tod selbst». Durch dieses Erlebnis erkennt der Dichter, dass der Tod zur Fülle des Lebens gehört. Glücklicherweise verfasst er auf diese eher ernüchternde Erkenntnis hin keine lebensverneinende und pessimistische Arie, sondern schreibt ein auf den ersten Blick ereignisloses, aber beim genaueren Hinsehen von Symbolen gespicktes Stück.

Das Team um Nathalie Hubler, welche selbst in vier der fünf Rollen agieren wird, wagt sich mit musikalischer Unterstützung der Violonistin Christine Baumann an Rilkes Werk. Analog dazu zeigt Hubler ebenfalls im Oktober in Begleitung der Geigerin Christina Dieterle die lyrische Erzählung «Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke», die Rilke 1899 in einer einzigen Nacht verfasste.

Ob uns die Liebe der «weissen Fürstin» in der heutigen Zeit noch rühren kann? Wohl schon – denn

neben aller Symbolhaftigkeit: Tragisch-schön anzusehen sind solche Liebesgeschichten ja immer. Laura Studer

KELLER ZUR ROSE ST.GALLEN.

Mi, 13., Do, 14., Fr, 15., Mo, 18., Di, 19. Oktober, jeweils 20 Uhr.
So, 17., So, 24. Oktober, jeweils 11 Uhr.
Lesung: Sa, 16., Fr, 22., Sa, 23. Oktober, jeweils 20 Uhr
Mehr Infos: www.klosterplatz.ch

Gotterbärmliche Geschäfte.

Damals war es ein Güterwagen, der Sagenhaftes in seinem Bauch trug, von Arbon nach Kreuzlingen schaukelte und, wo immer er Halt machte, Begeisterung gebar. Vor sieben Jahren feierte der Kanton Thurgau sein Zweihundert-Jahre-Jubiläum und engagierte das «Theater jetzt» und die «Compagnie Buffpapier», damit diese in ihrer lustvoll verdrehten Art zwölf Sagen des Kantons inszenierten. Heute wollen die zwei Theaterensembles den «Sagenhaften Zug» wieder aufleben lassen und nennen die Zweitauflage «**Helvetia Mystik Show**». Darin lassen sie ihre Protagonisten und Archetypen von damals – Otilia (die Spiritualität), Frédéric (das Diabolische) und Max (das Volk) – wieder aufleben.

Mit viel Schaubudencharakter weckt das Medium und Gothicdame Otilia die schaurige Welt der Sagen und entführt die Zuschauer dorthin, wo göttliche und diabolische Kräfte immer gleich ums Eck hocken.

Die Geschichte von einem Kreuzlinger Witzbold, der den «Herrgott mal schnäuzen lassen will», weil dem Kruzifix ein Eiszapfen an der Nase hängt; dem friert die ganze Hand ans Wegkreuz und nur seiner flehenden Mutter, die sieben Pilgerreisen verspricht, gelingt es Gott zu besänftigen. Oder die Sagen von den Totenzügen in den Walliser-Alpen; ein Hirte erblickt eine barfüssige, tropfnasse und wunderschöne Mailänder Nobeldame, deren verzärteltes Leben sie im Tod dazu verdammte, stetig zum Gletscher hinzuwandeln. Aber die drei Marktsteller erzählen die Sagen keinen Moment lang aus reiner Uneigennützigkeit. Es geht ums Geschäft.

Durch die einzelnen Schweizer Sagen zieht sich eine grosse. «Diejenige, welche wir selbst bilden», sagt Stéphane Fratini von der Compagnie Buffpapier, der im Stück als Frédéric mit Eleganz und Wichtigtuerei blendet und doch nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass es hinter seiner polierten Fassade gotterbärmlich stinkt.

Die «Helvetia Mystik Show» zeigt die Compagnie Buffpapier und das Theater jetzt aus finanziellen Gründen vorerst leider nicht in einem beräberten Wagon. Doch Stéphane Fratini träumt von einem Zug samt Schlafwagen und Restaurant, der durch die ganze Schweiz rattert, um ihren Schaubudenzauber zu verbreiten, wo immer gehalten wird. Ein passendes Einhundert-Jahre-Jubiläum stünde ja an. (ak)



Bild: pd

OFFENE KIRCHE ST.GALLEN.
Fr, 22., Sa, 23. Oktober, jeweils 20 Uhr.
Mehr Infos: www.theaterjetzt.ch oder www.buffpapier.ch

LITERATOUR

mit FLORIAN VETSCH

Poesie ist ...

Als Kunst der Dringlichkeit, als aufständische und rebellische Kunst, hat Lawrence Ferlinghetti die Poesie gesehen. Einer Sammlung von knappen Statements, Maximen und Manifesten zur Poesie hat er jedenfalls diesen Titel verliehen: «Poetry as Insurgent Art». Ferlinghettis Bonmots, seine Aphorismen und trüben Beobachtungen lehren viele Basics und regen dennoch zum Reflektieren, zum Überdenken der Position der Dichterinnen und Dichter an. Als Beispiele mögen hier diese fünf Perlen dienen:

«Make it more than *spoken word* poetry; make it *sung word* poetry.»

«Do you want to be a great writer or a great academic, a bourgeois poet or a flaming rad?»

«Can you imagine Shelley attending a poetry workshop?»

«Find the further reality, if there is one.»

«Write an endless poem about your life on earth or elsewhere, a poetry larger than life.»

Poesie als subversive Tätigkeit feiert auch der «Lyrik-Abtausch», den Mischa Vetere mit Erika Burkart über fünfzehn Jahre gepflegt

hat: Poesie als Bewegung der Stilen im Land, deren Gedanken aber weit tragen. «Geheimbund der Stille» heisst der Lyrikband. Ihm ist ein blaues Einlageblatt beigegeben, das den Schlüssel zur Enträtselung der Autorschaft enthält: Nur Vetere Texte pflegen die konsequente Kleinschreibung; Erika Burkart hingegen hielt sich an die traditionelle Gross- und Kleinschreibung. «poesie / bricht nicht», sagt Mischa Vetere einmal. Ja: Das Überleben der Poesie hängt nicht von Zehntausenderauflagen ab; im Grunde ist sie unbezahlbar. Zum Trotz erblüht sie prächtig von den Rändern her, im ökonomischen Untergrund, in Nischen. Auf schöne Weise belegt «Geheimbund der Stille» dieses Paradoxon der lyrischen Existenz. Schönheit aber liegt auch in den Texten des Bandes, so in diesem von der im Frühjahr 2010 verstorbenen grossen Doyenne der Schweizer Literatur:

Im Fluss

Schau ins Wasser
und verzweifle nicht,
die Welt ist alt,
du warst da, das Gesicht
auf den Wellen zu lesen,
die weiterhin
spiegeln werden die Sterne.

Von einer ganz anderen Nacht spricht ein nicht minder poetischer Text der jemenitischen Dichterin Huda Ablan, die zu den bedeutendsten Gegenwartsstimmen der arabischen Literatur zählt:

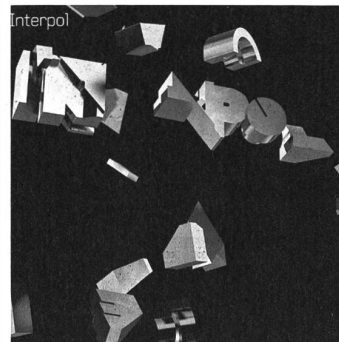
Farben

Ich schreibe nicht in Blau
damit das Meer nicht austrocknet
Ich schreibe nicht in Grün
damit der Garten nicht verdorrt
Ich schreibe nicht in Rot
damit kein Blut fliesst
Ich schreibe in Schwarz
damit die Nacht vergeht

Das wundervolle Gedicht stammt aus der von Ilma Rakusa und Mohammed Bennis herausgegebenen Sammlung arabischer Gegenwartsdichtung «Die Minze erblüht in der Minze». Sie wird eingeleitet von Aufsätzen, die Joachim Sartorius, Harald Hartung, Katharina Mommsen, Fuad Rifka, Stefan Weidner und andere mehr verfasst haben. Dieser Band bietet arabische Poesie ersten Rangs – dies zum Teil zweisprachig – und er bietet zudem deren vielseitige theoretische Erhellung. Als interkultureller Brückenschlag ist er ein eindruckliches Zeugnis für die von Lawrence Ferlinghetti eingangs geforderte Dringlichkeit der Poesie.

PRESSWERK

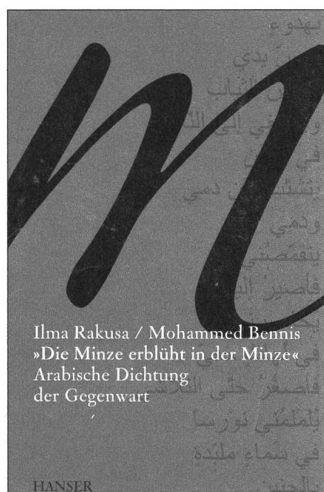
von RENÉ SIEBER, Autor und Pop-Aficionado.



PLATTE DES MONATS

Interpol.

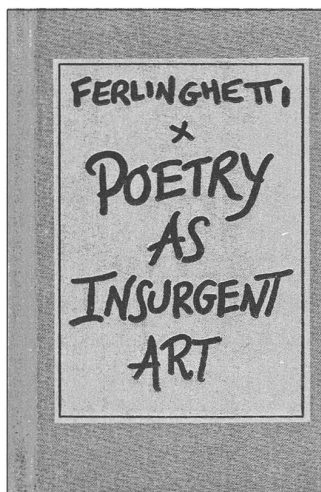
Es wird sehr düster und amerikanisch werden auf dieser Seite. Dies mag am frühen Herbsteinbruch liegen oder am Bedürfnis, sich vor allzu dunklen Wolken an den Schärmen zu verziehen und melancholischen Klängen zu lauschen. Anyway. Interpol sind dazu nicht die falsche Band. Bei ihrer Musik komme ich mir manchmal vor wie Josef K. vor dem Prozess. Existenziell auf mich selbst zurückgeworfen. Nur Joy Division und die frühen Pere Ubu schafften es, diese elementare Stimmung noch eindringlicher auf Platten zu pressen. Die Verlorenheit des Menschen im kalten Moloch des neuen Jahrhunderts. Gefangen von Kräften, die wir nicht kennen und kaum zu Gesicht bekommen. Jene Kritiker, die sich schon vor dem Release von «Interpol» (Universal) fast unisono zur dümmlichen Meinung verstiegen, die Band aus New York City würde sich zu offensichtlich um emotionellen Tiefgang bemühen, liegen meines Erachtens falsch. Dass einem Paul Banks nicht alles locker aus der Hand respektive dem Mund fliesst, ist wohl wahr. Aber den Anspruch, den er und seine Mitstreiter an ihre Werke stellen, ist authentisch. Zwischen Verzweiflung und Hoffnung existiert nur scheinbar ein breiter Graben. In den Songstrukturen und Texten von Banks wird dieser immer wieder übersprungen – häufig genug in beide Richtungen. Die Gefühlsschwankungen der zehn neuen Songs erinnern an Atlantikwetter: Mal wird die ruhige Gefühlssee durch



MOHAMMED BENNIS, ILMA RAKUSA.
Die Minze erblüht in der Minze.
Arabische Dichtung der Gegenwart.
Hanser Verlag München, 2007.



ERIKA BURKART, MISCHA VETERE.
Geheimbund der Stille.
Ein Lyrik-Abtausch aus 15 Jahren.
t-edition Zürich, 2010.



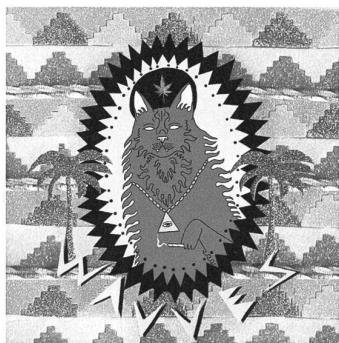
LAWRENCE FERLINGHETTI.
Poetry as Insurgent Art.
New Directions Books
New York, 2007.

raue Gitarrenstürme aufgepeitscht, anderntags liegt sie in epischer Ruhe vor uns, als wäre nichts geschehen. Doch es passiert gespenstisch viel bei den selbsternannten Kontrollfreaks, und es regnet dramatische Effekte aus einem Himmel voller Keyboards. Die Single «Lights» ist bombastisch, aber wie immer bei Interpol sind es die scheinbaren Nebenstücke, die alles andere überstrahlen. Auf «Interpol» sind dies «Always Malaise (The Man I Am)» und «The Undoing». Vor solchen Songs dürften die zahlreichen Epigonen immer noch bescheiden ihre Hute ziehen.

INDIE-ALBUM DES
REGENSOMMERS

Wavves.

Nicht mehr ganz so taufrisch, aber eines der besseren Alben aus den USA des vergangenen Regensommers: Auf das dritte Album der Surf-Punk-One-Man-Show Wavves darf man getrost ein oder zwei Ohren legen. Apropos Punk: Hier sind hochbegabte Dilettanten am Werk. Auf den ersten Blick mag es erstaunen, warum ausgerechnet Nathan Williams das nächste Wunderkind des Indierock sein soll. Mit seinem Brechstangen-Projekt Wavves hat der junge Mann aus San Diego in Kalifornien 2008 und 2009 innerhalb von vier Monaten zwei Alben aus dem Boden gestampft, die so extrem nach Lo-Fi klingen, als wären sie in den achtziger Jahren in den Garagen neben Sebadoh und Guided By Voices aufgenommen worden. Oder stellt Euch die Ramones auf Surfbrettern vor. «King Of The Beach»



(Irascible) lässt vermuten, dass es der toxisch infiltrierte Nathan Williams durchaus ernst meint mit diesem protzigen Albumtitel. Nichtsdestotrotz sind auf den zwölf neuen Songs mit einer Laufdauer von knapp 37 Minuten durchaus musikalische Fortschritte auszumachen. Die Instrumente stolpern nicht mehr so ziellos wie noch auf den ersten Ergüssen. Der Sound scheint sich, wie in Watte gepackt, durch ganze Bergmassive von überlieferten Pop- und Rock-Schemen zu boxen. Auf dem Weg ins Freie stossen die Kellerkinder auf allerlei Elektriziertes, Verkabeltes und Übersteuertes, sodass es eine ganze kurze Platte lang an allen Ecken und Enden prasselt, kratzt und knallt, als ob jemand Nervenenden mit Kupferdrähten verlöten würde. Tja, Wohlklang ist nicht Sache der Wavves und es erstaunt dann schon, dass nach all dem Krawall und Gejaule Schellenkranz, Glockenspiel und gelegentliche Zuckervocals erfreuliche Antipode bilden. Und es bleibt die Frage im Raum, ob der zur Selbsterstörung neigende Kopf der Band seinen Fuck-it-all-Nihilismus nicht etwas arg überstrapaziert: «I still hate my music, it's all the same.» Wie, bitte?

NEUES AUS DER
GROSSSTADT

Matthew Dear.

In der Kategorie der Clubproduzenten, die in den letzten Jahren zum Mikro gegriffen und sich ans Songwriting herangetastet haben, ragt Matthew Dear heraus. Auch wenn der in Texas geborene Discjockey als Teenager in Michigan seine musikalische Sozialisation in Form von Detroit-Techno erlebt hat, macht er gleich zu Beginn seines neuen Albums klar, dass seine Auffassung von Songwriting auf verschiedenen Ebenen funktioniert. Trotz eines ziemlich klaren, im Wesentlichen elektronisch geprägten Konzepts unterwirft sich Matthew Dear keinen musikalischen Dogmen. Man mag an David Bowie oder die Talking Heads denken; mit einer billigen

Nachahmernummer haben wir es hier aber auf keinen Fall zu tun. Dafür beherrscht es der 31-jährige Künstler zu souverän, zwischen kantiger Techno-Ästhetik und subtiler Pop-Sensibilität intensive Stimmungen zu kreieren. Auf «Black City» (Namskeio) ist der Name Programm. Diese düstere Hommage an New York City klingt nach sterilen Hochhäusern, dunklen Kellerlöchern, kriminellen Seitengassen und schmutzigen Etablissements. Und strahlt



mit wenigen Ausnahmen tief-schwarz wie das Albumcover. Dears etwas monotone, aber unverwechselbare Stimme fügt sich reptilienartig in die harschen, nervösen Klänge zwischen Disco-Noir und Industrial-Funk. Wie einst David Byrne versucht er unermüdlich, seine raffinierten Songstrukturen einprägsam und schnörkellos auf den Punkt zu bringen. Das gelingt ihm auf Albumlänge nicht immer, aber «Black City» ist stringent genug, um nicht auseinanderzufallen. Und einige Lichtstrahlen lässt er dann doch noch in die schwarze Stadt fallen: bei «Little People (Black City)», das tatsächlich stark an Bowie erinnert, oder bei der Schlussnummer «Gem».

SIEBERS OKTOBER- PODESTLI:

- | | |
|--|---|
| 1
Morrissey
Maladjusted (1997) |  |
| 2
Interpol
Interpol |  |
| 3
Ron Sexsmith
Whereabouts (1999) |  |
| 4
Matthew Dear
Black City |  |
| 5
Eels
Tomorrow Morning |  |
| 6
Tired Pony
The Place We Ran From |  |
| 7
Wavves
King Of The Beach |  |
| 8
Angus & Julia Stone
Down The Way |  |
| 9
Robert Francis
Before Nightfall |  |



*Am falschen
Ort gespart?*

**SAITEN-Werbung füllt die Reihen.
Auch online auf www.saiten.ch**